

London und Paris sehen es ein:

Annäherung an Deutschland tut not

Wie wir gestern in einer Meldung über die Aussprache des englischen Unterhauses hervorhoben, hat Unterstaatssekretär Butler als Ergebnis dieser Aussprache festgestellt, daß sich eine wachsende Bereitschaft zum Verständnis anderer Völker, besonders Deutschlands, in England bemerkbar mache und daß es das Ziel Englands sei, den Frieden zu einem Dauerzustand zu machen. Auch der englische Premierminister Chamberlain hat sich sehr deutlich in dieser Richtung ausgesprochen und nun kommt Lord Halifax in seinen Feststellungen gestern im Oberhaus zu demselben Ergebnis, nur mit dem Unterschied, daß er noch stärker, als dies Chamberlain tat, das eng- lisch-deutsche Verhältnis und die sich schließende Frage in den Mittelpunkt der Gegenwartsinteressen der englischen Außenpolitik stellte.

Die Zukunft des deutsch-englischen Verhältnisses ist außerdem von verschiedenen Rednern gestern im Oberhaus behandelt worden und — wie festge- stellt werden kann — dabei von allen Seiten unter dem Gesichtspunkt, daß eine Besserung der Beziehun- gen der beiden Staaten, insbesondere eine baldige Wiederaufnahme direkter Verhand- lungen das Ziel der englischen Europapolitik bleibe. Dieser Ansicht hat sich Lord Snell, der Sprecher der so- zialistischen Opposition im Oberhaus, angeschlossen, Lord Halifax hielt sich in demselben Grade eines gemäßigten Optimismus, den Chamberlains Rede aufwies. Die Fühlungnahme zwischen der britischen und der deutschen Regierung in der letzten Woche, so erklärte der englische Außenminister, habe die Hoffnung auf eine friedliche Lö- sung der tschechischen Frage verstärkt. Wenn Deutschland auch in manchen Punkten anderer Ansicht sei als England, so zeige sich doch, daß beide Völker und beide Regierungen bemüht sind, keine Gelegenheit ungenutzt zu lassen, um ihre beiderseitigen Beziehungen zu verbessern.

Ein sehr fest, seine Regierung der Welt wünsche heute den Krieg.

Lord Halifax ließ sich auch durchblicken, daß die englische Regierung hoffe, daß der vertrauliche und persönliche Kontakt zwischen Berlin und London in unmittelbarer Zukunft fortgesetzt werde. Insbesondere rechne die englische Regierung mit einer solchen Zusammenarbeit im Rahmen der tschechoslowakischen Frage, das heißt, mit einer Hal- tung Deutschlands, die zur Überwindung des toten Punktes in dieser Frage beitragen würde.

„Wir müssen die Grundlage einer Verständigung mit Deutschland suchen“

Bemerkenswerte Erklärungen Hlandins

Paris, 29. Juli. Der ehemalige Ministerpräsident und frühere Außenminister Hlandin gab einem Mitarbeiter der bekannten Zeitschrift „La Revue de France“ Erklä- rungen zu den hauptsächlichsten Problemen des Tages ab. Er sprach sich dabei insbesondere über die Frage der Möglichkeit und Notwendigkeit einer Verständigung mit Deutschland aus.

Zunächst kritisierte Hlandin das Finanzproblem und die schwere Wirtschaftskrise, die beide in Wirklichkeit von einem allgemeinen politischen Problem beherrscht würden, nämlich der Frage: Krieg oder Frieden in Eu- ropa? Würden die großen europäischen Mächte es nicht fertigbringen, den Frieden zu organisieren, dann würden sie alleinstimmig und Frankreich an der Spitze in einem großen Zusammenbruch und Bankrott untergehen, falls sie sich nicht vorher in einen Krieg hineinstürzen ließen, der ihre Lage im übrigen nicht verbessern, sondern nur noch er- schwern würde. Kein Staat sei in der Lage, noch lange die ständig wachsenden Lasten der Rüstungen zu ertragen. Nach einem Hinweis auf den starken Niedergang der fran- zösischen Produktion, auf die Sucht der Massen nach leichtem Leben sowie auf die Notwendigkeit einer Abänderung der Bierzigstundenswoche, kam Hlandin dann auf die Außen- politik zu sprechen und erklärte:

Die großen Probleme der Außenpolitik betreffen die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland. Werde es gelingen, diese Beziehungen zu verbessern und

werde man zu einer Verständigung zwischen beiden Län- dern gelangen? Nicht dadurch, daß man sich weigert, an dieses Problem heranzugehen, würde man ein befriedi- gendes Ergebnis erzielen. Jeder Franzose müßte, ganz gleich welcher Partei oder welcher politischen Meinung er angehöre, diese Frage in sich tragen und sich bemühen, dar- auf eine Antwort zu finden.

Deutschland sei das geworden, was es ist. Die Be- schuldigungen und Klagen würden hieran nichts än- dern. Die Franzosen seien gezwungen, Deutschland in seiner augenblicklichen Form anzunehmen und festzu- stellen, daß es militärisch, industriell, durch seine Be- völkerung, durch sein wirtschaftliches Potential, durch seinen Zusammenhalt und seine Disziplin eine der größten Mächte, ja die größte Macht Europas ist.

Natürlich strebe Deutschland danach, sich auszudehnen. Unter den verschiedenen Formen der Ausdehnung, zu denen es sich hingezogen fühle, gebe es solche, die geeignet seien, die wesentlichen französischen Interessen weniger zu be- hindern als andere. Hier liegt das ernste Problem, über das die Franzosen nachdenken müßten. Man werde sich nicht durch einfache Verneinungen aus der Sache ziehen können. Und noch weniger, wenn man durch andere Er- wägungen, wie etwa durch die Judenfrage, durch den „Kampf gegen die Diktaturen“, die Frage der deutsch- französischen Beziehungen verlässlichen lasse.

Das sei deren Angelegenheit und nicht diejenige Frankreichs. Würde eine wirtschaftliche Ausdehnung Deutschlands in Mittel- und Südosteuropa links der Do- nau geeignet sein, die großen französischen Interessen ernstlich zu behindern? Frankreich sei zwar auch eine Festlandsmacht, aber vor allem ein großes Kolonialland, dessen Bestehen in der ganzen Welt verteilt liegen. Was würde nun gefährlicher für Frankreich sein? Zu sehen, daß Deutschland seine Tätigkeit in Mittel- und Ozeuropa entwickle oder im Gegenteil, daß es sich quer über den Erdball, besonders im Mittelmeer ausbreite und dar- nach trachte, Frankreich und England diesen oder jenen Punkt ihrer Weltreiche freizig zu machen. Man müsse zwischen diesen Unannehmlichkeiten wählen.

Hlandin schloß: Keine Wahl ist getroffen. England und Frankreich sind sich durch ihre gemeinsamen Interessen und Wünsche nahe gekommen. In voller Übereinstimmung mit den Engländern können und müssen wir die Grund- lage einer Verständigung mit Deutschland suchen.

Runciman reist in Begleitung von Sachverständigen

London, 29. Juli. Zu den Mission Runcimans schreibt die „Times“: Die Tätigkeit Runcimans werde mehrere Monate in Anspruch nehmen. Außer seinem Sekretär werde er noch einen Wirtschaftsjahresverständigen des britischen Außenamtes mitnehmen, der jedoch während seiner Tätig- keit in der Tatsache nicht vom Foreign Office bezahlt würde, da es sich um eine persönliche Mission handele. Der diplomatische Korrespondent des „Daily Herald“ re- chnete damit, daß Runciman am Dienstag abreist. Er sei be- reits eifrig dabei, das Unterlagensmaterial, so weit es in London erhältlich sei, zu sammeln und zu studieren. Auch der politische Korrespondent der „Daily Mail“ erwartet die Abreise Runcimans am nächsten Dienstag. Beamte des Foreign Office, die in Rinderheitenfragen besondere Erfahrungen haben, seien ihm zur Verfügung gestellt worden.

Nachspiel zum Putsch in Brasilien

Rio de Janeiro, 29. Juli. Im weiteren Verlauf der Untersuchung über die Revolte am 11. Mai dieses Jahres wurde von der brasilianischen Polizei beim nationalen Sicherheitsericht Anlage gegen den früheren Chef der Integralisten, Vinício Salgado, und den früheren Gouver- neur von Rio Grande do Sul, Flores da Cunha, erhoben, die beide als die hauptverantwortlichen Leiter des ge- scheiterten Putschs angesehen werden.

„Man suche vergeblich das glückliche Frankreich“

Steigende Preise, verminderte Kaufkraft, 14 Milliarden neue Steuern, Erwerbslosigkeit und Hoffnungslosigkeit — Hlandin zieht die Bilanz der Volksofrontpolitik

Paris, 29. Juli. Der ehemalige Ministerpräsident Hlandin zieht in einem „Die Wahrheit über das Experi- ment Blums“ überschriebenem Artikel im „Journal“ die Bilanz der Volksofrontpolitik in Frankreich.

Hlandin zählt alle Schlagworte auf, mit denen die Volksofront haufieren gegangen sei und beweist mit einem Beispiel nach dem anderen, wie diese Versprechungen nicht gehalten und erfüllt worden sind. „Brot, Friede, Freiheit“ — „Ein hartes, freies und glückliches Frankreich“ — „Die Reichen zahlen“ — „Die Weltausstellung 1937 wird der Sieg der Arbeiter über den Faschismus sein“ — „Keine Inflation und Deflation“ — „Erhöhung der Kaufkraft“ — und anderes mehr habe man geschrieben.

Was das Brot anbetrifft, so müsse man nun aber fest- stellen, daß es unter seiner — Hlandins — Regierungsges- taltung nur 1,60 Franc gekostet habe, während der Arbeiter heute für das Kilogramm 2,85 Franc ausgeben müsse. Die sog- nannte Erhöhung der Kaufkraft sei auch nicht eingetreten. Die Beamten beispielsweise machten bei ihren Gehaltsan- forderungen geltend, daß ihre Gehälter 30 v. H. ihrer Kauf- kraft verloren hätten.

Zur Inflation und Abwertung bemerkt Hlandin: Die Volksofront habe bei ihrem Machtantritt eine Währung vorgejunden, die durch 80 Milliarden Gold gedeckt ge- wesen ist. Nach zweijähriger Volksofrontpolitik sei der Fran- cence ins Schwanken geraten, der Goldbestand sei um die Hälfte gesunken. Und während man früher für 75 Francen ein englisches Pfund kaufte, müsse man heute 178 Francen bezahlen. Seitdem die Volksofront am Mach- te ist, hätten die von Jahr zu Jahr immer unmäßiger an- wachsenden Verpflichtungen das Schahamt gezwungen, im Jahre 1938 45 Milliarden Francen Spargeld zu ver- schafften. Die Verbindlichkeiten des kommenden Jahres würden noch viel größer sein. Nicht der Staat allein trüge die Last auf das Schahamt, sondern alle öffentlichen Kör- perlichkeiten auch. Die Lage der Departements und der Ge- meinden habe sich durch die Maßnahmen der Volksofront verschlechtert. Das Haushaltsgleichgewicht sei ebenfalls nicht verwirklicht worden. Die Steuerlast habe sich durch 14 Milliarden Francen neuer Steuern erhöht. Das ge- samte Land sei durch die Uebersteuerung gelähmt. Die Zahl der Unternehmen und Geschäfte, die auf Grund der Steuern und sozialen Abgaben eingehen, belaufe sich auf mehrere Tausend. Der Staat sei gezwungen, seine Verpflichtungen immer teurer zu bezahlen.

Die Verstaatlichungen, namentlich in der Industrie, hätten die Aufträge für das Heer um mehr als das Doppelte vermindert.

Man suche vergeblich das glückliche Frankreich. Wo- all begegne man Gefächtern, die angiltvoll in die Zukunft blickten. Für die Arbeiter sei die Erwerbslosigkeit eben- so drohend wie gestern. Das Kapital und das Ge- meinde, während die Lebenshaltungskosten von Tag zu Tag stiegen. Die Weltausstellung 1937, die ganz Frankreich in Wohlgehen wiederbringen sollte, hatte letzten Jahres 600 Millionen Francen gekostet, an Stelle der von der Volksofront vorgesehenen 300 Millionen. Sie hinterließ noch einen Unterschub von mindestens einer halben Milliarde.

Zum Schluß kommt Hlandin auf das außenpoliti- sche Gebiet zu sprechen und sagt: Der Völkerring liegt am Boden, die kollektive Sicherheit und der gegenseitige Beistand, diese beiden „Allheilmittel der Volksofront“, seien heute von der ganzen Welt verächtlich. Frankreich habe sich weder mit Italien, noch mit Deutschland wieder aus- gesprochen. Die Apokalypse der Abkühlung und des Internationalismus hätten Frankreich in eine ungeheure Wiederrück- stützung gestürzt und heute präparierten sie den Nachstoß gegenüber die Politik der drohenden Faust.

Kameraden

ROMAN von Käthe Donny

(Nachdruck verboten.)

„Es ist kein Fehler, es ist eine Erfahrung, und eine recht bittere Erfahrung. Die vielen sind nichts, der einzelne erst macht sie zu etwas.“
 „Wenn Sie dies behaupten, dann müssen Sie auch zu- geben, daß der einzelne, der etwas für die Gesamtheit machen kann, dies auch pflichtgemäß tun muß.“
 „Wenn die Gesamtheit will, — sie will aber nicht.“
 De Jong's Gesicht lag still im Mondlicht; auf Hart- manns Erregung hin wirkte diese Stille wie eine Heraus- forderung.
 „Sie will es nicht“, wiederholte er, „sie will nur ihre Bequemlichkeit, ihren Vorteil, ihren kleinen Genuß. Die Masse ist ein großes unmündiges Kind.“
 „Um so notwendiger braucht es einen Vormund.“ — De Jong brach ab. Er sah das Verschlossene in Hart- manns Augen.
 „Hätte ich denn den Stuß von Fröhlich's aus- gerichtet?“ fragte er ablenkend.
 „Dank, — nein.“
 „Was haben Sie eigentlich gegen die Leute?“
 „Gegen? — Das stimmt kaum. Nur für Herbert Fröh- lich habe ich nichts. Fremd, im Innersten fremd ist er mir. Fröhlich denkt doch nur an sein Geschäft und wie er in möglichst kurzer Zeit als reicher Mann nach Deutsch- land zurückkommen kann. Der Horizont eines Spielers.“
 „Dank.“
 „Sie sind ungerecht. Fröhlich ist ein Genießer, zuge- geben, aber ein Arbeiter dazu. Was er da in drei Jahren geschaffen hat, ist bewundernswert. Bedenken Sie doch, — er war der erste deutsche Kaufmann nach dem Kriege hier. Die Franzosen haben es ihm nicht leicht gemacht. Und seitdem Duvois bei uns ist, heißt es für Fröhlich, sich mit allen Mitteln zu behaupten.“
 „Wenn er Sie nicht hätte, wer weiß, ob er sich trotz aller seiner Tüchtigkeit behaupten würde. Lassen Sie das Lob nur ruhig auf sich sitzen, de Jong“, lächelte Hart- manns.
 Er klatschte in die Hände. Rjong erschien und nahm einen halbblauen Befehl entgegen. Als er gegangen war, ließ sich Hartmann wieder in seinen Sessel fallen. Schwe- gen war zwischen den beiden Freunden. Durch dieses Schweigen drang jetzt ungehindert das Orchester der afri-

kanischen Nacht. Das schrille Zirpen der Grillen, das scharfe sägende Geräusch der Pfaffen, die Schreie der Affen. Inzwischen schwollen die Töne an zu einem leidenschaftlichen Fortissimo, ein unstillbarer Dirigent schien seinen Taktstock zu heben, dann verlor sich die eine oder andere Stimme, der Lärm ebte ab, und nur das schrille Zirpen blieb wie ein klingender Hintergrund der Nacht.
 Dieser klingende Hintergrund wurde plötzlich von einem dumpfen Trommeln jerrissen, dem gleich darauf ein hellerer folgte, dann wieder der dunkle Schlag, und nun kam in raschem Wechsel Schlag auf Schlag. Ein zwei- tes Instrument fiel in helleren Tönen ein, das erste hörte auf, begann nach einer Weile von neuem, ein weisesvolles hin und her begann, wohl ein paar Minuten lang.
 Hartmann war aufgesprungen und beugte sich lau- schend über das Berandgeländer.
 „Da haben doch die Schwarzen wieder einmal eine Alarmnachricht mitzutellen. Wenn ich mich nicht sehr täusche, war die erste Trommel eine Glimbi der Duaso- leute, und dem Tempo und der Tonfolge nach muß es eine böse Nachricht sein.“
 „Rjong! rief er laut durch die Nacht.
 „Sollte mich wundern, wenn er nicht drüben auf der Lichtung bei dem Wächterzähler ist, wie alle meine Leute in den Mondnähten. Rjong!“ Er klatschte rasch dreimal hintereinander in die Hände — das Cilsignal für Rjong.
 Vom Balde her scholl ein schnatterndes Durchein- ander von Regershimmeln. Eine gellende Männerstimme überschrie sie alle.
 „O si ma jam, — o si ma jam —“
 „Ein Duasolamann.“ Hartmann launerte wieder. „Er schreit um Hilfe. Müchte wissen, was er ausgerechnet bei mir zu suchen hat.“
 Ein Rudel dunkler Gestalten stürmte heran, allen vortan Rjong im flatternden blauen Kittel.
 „Herr, Herr, sie schlagen unsere Brüder!“
 Auch de Jong hatte sich erhoben. Er lehnte am Ge- länder und betrachtete still den erregten Haufen der Schwarzen. Es mochten an dreißig Leute sein, große, schneige Kerle von den Duabass. Ein guter Stamm, intelligent, arbeitssam, stolz und fähig. Hartmann hatte sich schon die rechten Leute ausgesucht. In der Mitte, ein- gefleilt von dem wogenden Rudel, stand der bedeutend kleinere Duasolamann im jetzigen Demd. Tränen rollten in Wächen über sein braunes Gesicht und zogen glänzende Furchen durch die dicke Staubfacht, die darauf lag.

De Jong winkte schwelgend hinunter. Der tolle Mann wurde zur Treppe hingeschieden. Jersett, Schepf, nach Schweiß und rangigem Gel lachend, stand er auf der Veranda und sah von einem zum anderen.
 „Der da ist es, der weiße Doktor“, räumte ihm Rjong zu und zeigte auf de Jong.
 „Berichte alles der Reihe nach“, befahl de Jong in der Sprache der Duasoleute.
 Der Mann hockte sich in respektvoller Entfernung von den beiden Weibern nieder und erzählte mit der größ- ten Schweigsigkeit der Schwarzzen.
 „Ragilla sitzt vor seiner Hütte und schnipft Pfeif mit den Nubi im Wasser von Dafasa. Ragilla ist ein fetter- licher Mann, sein Menschenbild floh durch die Gassen in seiner Hände. Ragilla tötet nur böse Tiere, der Dima ist ein böses Tier. Der Gott der Finsternis unter dem Wasser gab ihm die scharfe Säge ins Maul. Er hat viele von Ragillas Duasoladern beim Baden getötet.“
 Nun schnipft Ragilla einen schönen schwarzen Pfeif, um den Nubi zu waten und seine böse Seele zu verdrängen. Da geht ein Schatten durch die Sonne. Ragilla blüht auf und steht Mailard, den Steuerernehmer.
 Sie her, was du da machst, schreit Mailard und reißt ihm den Pfeil aus der Hand, wer seine Steuern nicht bezahlt, darf auch nicht Fische fangen. Wo ist dein Vater und der Vater deines Vaters? Ich hab' dich zwei Monate keine Steuern gebracht. Denkst du, daß er etwas weichen gönner Luft haben, nach einem vierden Monat zu warten? Und er nimmt den Pfeil, wirft ihn zu Boden und tritt darauf, daß er zerplatzt.
 Ragilla ist ein friedlicher Mann. Aber sein Vater blüet. Es war ein schöner Pfeif, sechs Stunden hat er daran geschmigt. Er mußte, daß sein Vater und der Vater seines Vaters in der Hütte waren, aber er sagte:
 Mein Vater und der Vater meines Vaters sind keine Fische! Sie sind Wasser von Dafasa; sie werden vor Sonne untergehen nicht beimfehren.
 Wehe dir, wenn du läßt, sagte Mailard und schritt weiter.
 Aber das Unglück kam zu Ragilla. Der Vater deines Vaters steckt den Kopf aus der Hütte, gerade als Mailard sich umdreht.

(Fortsetzung folgt.)

Seltsame
 B
 28.
 in der le
 Blätter
 kommt d
 mentiert u
 Das ho
 wandt aut
 wagen sei
 im sein,
 einem berei
 programm
 cogen an d
 was sein w
 edwältig
 Das glei
 zungenge
 umien Teil
 wende M
 wachwüch
 so der mer
 politisch
 un reparie
 selbstver
 diese A
 wende, ben
 waen für da
 der Einbr
 zu regeln w
 einzele
 Journali
 erschöpfen
 wischen we
 die Lieberh
 kann konter
 vengelage
 zu dieser
 wahren mit
 Diese M
 die schied
 vrandernu
 lung des N
 Berlin, 2
 die Uebel
 um 20
 Zusamm
 wende nat
 um großen S
 merium. S
 man Duce
 in ganzen E
 5
 Berlin, 2
 ein Itali
 mmus N
 Nudwän
 Duce
 überberli
 schiedes G
 trug der Gr
 es und der
 zu diesen L
 wem weile
 mir in
 insofern
 dem Frem
 wem Abre
 wozel Ihr
 Berlin,
 wong hat